Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944

1943

28.1.1943 (No. 28)

Visual Library

Jahrgang 1943 / Folge 28

STRASSBURGER NEUESTE NACHRICHTEN

Hauptausgabe

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH., Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. / Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. / Postscheckkonto: Straßburg Nr. 159 76. / Die „Straßburger Neueste Nachrichten" erscheinen 7mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Donnerstag, 28. Januar

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1.90 RM. zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatl. 2.20 RM. zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Schwerer Schlag gegen die Versorgungsschiffahrt:

16 Schiffe mit 103 000 BRT trotz Sturm versenkt

Wachsende englische und nordamerikanische Besorgnisse wegen der U-Boot-Gefahr

Aus dem Führerhauptquartier, 27. Januar

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Deutsche Unterseeboote versenkten im Mittelmeer und im Nordmeer aus kleinen, stark gesicherten Nachschub-Geleitzügen 6 Schiffe mit 28 000 BRT. Im Seeraum des Atlantik vernichteten sie trotz einer außergewöhnlichen Folge schwerster Stürme zwischen Grönland und dem Aequator weitere 10 Schiffe mit 75 000 BRT. Damit verlor der Gegner wiederum 16 Schiffe mit 103 000 BRT.

Das OKW. gibt außerdem folgende Einzelheiten bekannt: Unsere U-Boote stehen weiterhin in erfolgreichen Angriffen gegen stark gesicherte Kleingeleitzüge unserer Feinde im Eismeer und im Mittelmeer, die den dringend notwendigen Nachschub für die Sowjets und für die Afrikafront der Briten und Nordamerikaner durchführen sollen. Sechs Schiffe mit insgesamt 28 000 BRT fielen ihnen dabei zum Opfer. Im Hauptkampfgebiet unserer U-Boote, im Atlantik, herrschte in den letzten Wochen eine außergewöhnlich lange anhaltende Schlechtwetterperiode mit heftigen Stürmen. Sie erschwerte den Kampf unserer U-Boote durch schlechte Sichtverhältnisse und ungünstige Angriffsbedingungen. Trotzdem wurden über die ganze Breite des Atlantik hinweg, von den Küsten Nordamerikas, Grönlands und Islands bis an die Küste Liberias, neun einzeln fahrende Frachter und Tanker mit insgesamt 65 000 BRT von unseren jede Angriffsmöglichkeit ausnutzenden Booten angegriffen und versenkt. Ferner stieß eines unserer Boote in der Mitte des Atlantik auf einen vollbeladenen Tanker von 10 000 BRT, der auf dem Wege von Amerika nach Afrika war, und griff ihn bei hellem Tage an. Nach dem Torpedoschuß versank das wertvolle Schiff unter einer gewaltigen Explosion.

*

Die jüngste Sondermeldung über die deutschen U-Boot-Erfolge beweist mit großer Eindringlichkeit, daß die Schlacht auf dem Meere trotz schwierigster Wetterlage unentwegt weitergeht und der feindlichen Versorgungsschiffahrt unablässig unersetzliche Verluste zugefügt werden. Daß trotz heftiger Stürme und dickem Nebel wiederum zehn große Frachter im Atlantik versenkt werden konnten, zeigt, welch große Einsatzfreudigkeit unsere U-Boot-Besatzungen besitzen, mit welcher Zähigkeit sie tage- und nächtelang am Feind bleiben und sich an die Geleitzüge heranarbeiten. Gegen die Geschicklichkeit des Manövrierens der U-Boot-Rudel und gegen die hohen technischen Qualitäten der U-Boote helfen auch die gefährlichsten Schutzboote der Angelsachsen nicht so, wie es die sorgenerfüllten Nordamerikaner und Engländer wünschen. In den Londoner, Washingtoner und Neuyorker Blättern ist gerade in letzter Zeit fast täglich die Rede von der U-Boot-Gefahr, die zum Beispiel nach der „New York Times" zu den „härtesten Problemen der Demokratien" gehört. Man hatte die Oeffentlichkeit lange Zeit zur Auffassung geführt, daß die U-Boot-Gefahr in den letzten Monaten zurückgegangen sei.

Umso unangenehmer wird die nach und nach durchsickernde Wahrheit, daß die Schiffsverluste der Antiachsenländer jetzt ziemlich den Höhepunkt des Krieges erreicht haben. „Das U-Boot-Problem", schreibt Edwin L. James in der „New York Times", „hat eine besonders reale Bedeutung für die Vereinigten Staaten, nachdem jetzt unsere im Ausland operierenden Streitkräfte anwachsen, denen Verstärkungen, Treibstoff und Nachschub zugeführt werden muß. Es ist eine Tatsache, daß wir bei diesen Bemühungen bereits beträchtliche Verluste hatten und weiter haben werden!" Das Blatt meint schließlich, daß das U-Boot im letzten Krieg geschlagen worden wäre und auch jetzt geschlagen werden könne. Aber soweit sei es noch nicht. Damit hat die Zeitung durchaus recht. Die Länder der Kriegshetzer müssen mehr und mehr spüren, daß die Achsenmächte zuzuschlagen verstehen. Der Londoner „Daily Herald" berichtet, daß infolge der hohen Verluste der USA. an Küstentankern und allen möglichen Transportschwierigkeiten in den an der Atlantikküste gelegenen Staaten der USA. eine derartige Ölknappheit herrsche, daß selbst Rüstungsbetriebe nicht mehr, oder nur noch in bescheidenem Maße beliefert werden könnten. „Wenn man im übrigen bedenke, daß der ganze Industrieapparat der Vereinigten Staaten auf der Voraussetzung aufgebaut sei, es gäbe Öl im Überfluß, könne man verstehen, welche wirtschaftlichen Folgen der Ölmangel nach sich ziehe." Der Schrei nach „mehr und mehr Schiffen" ist in England genau so laut wie in Nordamerika. Die Londoner Zeitungen mahnen, wie „Stockholms Tidningen" schreibt, daß „alle Siege auf den Landfronten Pyrrhus-Siege werden könnten, solange nicht die U-Boot-Gefahr niedergekämpft ist und die Alliierten die Meere beherrschen." Man rätselt darum immer nach wie vor an neuen Methoden für den Schutz der Handelsschiffe herum. Aber es fehlt an Ergebnissen. Die größere Ausbreitung des Krieges verlangt immer mehr und größere Geleitzüge, weshalb nicht allen genügender Schutz an Kriegsschiffen gegeben werden kann. Zudem fahren die U-Boote über Wasser schneller als die langsamen Konvois und sind durch Horchgeräte, Radio- und Luftaufklärung ständig über den Standort der Geleitzüge unterrichtet. So stellt man sich in London vergeblich die Frage, wie man während der Hochsaison im Frühling und Sommer mit den U-Booten fertig werden könne, wenn es jetzt schon nicht möglich ist. „Leicht beweglich und schwer zu packen!" lautet das englische Urteil über den gefährlichen Gegner auf dem Meere. Ihn auszuschalten aber ist unmöglich. Wir Deutsche aber sind auf unsere U-Boote und ihre Besatzungen stolz, weil wir wissen, daß sie einen wichtigen Beitrag für den Endsieg leisten.

Winterschlacht weitet sich auf neue Räume aus

Die 6. Armee in die Trümmer Stalingrads verkrallt — Sowjetangriff bei Woronesch blutig zerschlagen

Aus dem Führerhauptquartier, 27. Jan.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Die große Winterschlacht an der Ostfront dauert mit unverminderter Stärke an und weitet sich auf neue Räume aus. Die noch kampffähigen Teile der 6. Armee verkrallen sich in die Trümmer der Stadt Stalingrad. Unter Aufbietung aller Verteidigungsmöglichkeiten gegenüber pausenlosen Angriffen der Sowjets auf der Erde und aus der Luft binden sie die Kräfte mehrerer Sowjetarmeen. Eine in die Stadt vorgedrungene feindliche Kräftegruppe wurde in erbitterten Kämpfen zerschlagen.

Im Kubangebiet verlaufen die eigenen Bewegungen völlig planmäßig. Feindliche Angriffe westlich Manytsch wurden zum Teil im Gegenstoß abgeschlagen. Dem Angriff der deutschen Divisionen zwischen Manytsch und Don setzte der Feind verstärkt erbitterten Widerstand entgegen. Weiterer Geländegewinn wurde erzielt.

Der Versuch des Gegners, den Aufbau der neuen Abwehrfront westlich von Woronesch zu verhindern und in diese unter Aufbietung starker Infanterie- und Panzerkräfte einzubrechen, wurde blutig abgewiesen.

In der Schlacht am Ladogasee wurden starke Panzer- und Infanterieangriffe, die sich an einer Stelle zehn-, an einer anderen achtmal wiederholten, von unseren Truppen unter schwersten feindlichen Verlusten abgewiesen. Einzelne kleinere Einbrüche wurden in sofortigem Gegenstoß bereinigt. Die Luftwaffe entlastete die Verbände des Heeres durch zahlreiche Angriffe auf Truppenbereitstellungen und rückwärtige Verbindungen des Feindes. Jagdverbände schossen in fünf Tagen südlich des Ladogasees 97 sowjetische Flugzeuge bei nur einem eigenen Verlust ab.

In Nordafrika nur Spähtrupptätigkeit. Schnelle deutsche Kampfflugzeuge zersprengten in Tunesien motorisierte Abteilungen des Feindes und vernichteten oder beschädigten auf einem Flugstützpunkt eine größere Anzahl abgestellter Bombenflugzeuge. In den Gewässern von Algier wurde ein großes feindliches Transportschiff in Brand geworfen.

Bei Tages- und Nachtvorstößen in die besetzten Westgebiete verlor der Feind neun Flugzeuge. Einzelne feindliche Bomber flogen in der vergangenen Nacht, unter Verletzung schweizerischen Hoheitsgebiets, in Süddeutschland ein, ohne jedoch Bomben zu werfen.

Eine Hafenstadt an der Südostküste Englands und eine Ortschaft im Südosten der Insel wurden am gestrigen Tage mit Bomben schweren Kalibers angegriffen.

Schonungslose Ausrottung des Verrats im Elsass

Lebenslängliche Zuchthausstrafen für Volks- und Reichsfeinde — Die weiteren Verhandlungen des Volksgerichtshofs in Straßburg

Straßburg, 28. Januar

Die Tagungsperiode des höchsten deutschen Strafgerichtes, des Volksgerichtshofs für das Deutsche Reich, wurde am Montagvormittag in Straßburg mit der Verhandlung gegen weitere sechs Organisatoren der illegalen bolschewistischen Gruppe im Elsaß fortgesetzt.

Diesmal waren es in der Hauptsache Personen aus dem Straßburger Bezirk, die unter der Anklage hochverräterischer Unternehmen vor den Schranken des Volksgerichtshofes standen. Durch ihre Umtriebe versuchten die Angeklagten, von der Heimat aus in heimtückischer Weise der deutschen Wehrmacht in den Rücken zu fallen, sie agitatorisch zu zersetzen und somit nicht nur ihre, sondern auch die Schlagkraft und den Widerstandswillen der Heimat zu lähmen.

Auch hier handelte es sich um Angeklagte, die sich bereits vor Ausbruch des Krieges aktiv kommunistisch betätigt hatten. Wie der Volksgerichtshof aber ausdrücklich feststellte, wird ihnen dieser Umstand in dem jetzt anstehenden Verfahren nicht zur Last gelegt. Zur Aburteilung gelangen ausschließlich die den Angeklagten nach der Rückgewinnung des Elsaß vorgeworfenen schweren Straftaten, die sie während einer langen Zeit, und zwar in den Jahren von 1941 bis 1942 begangen haben.

*

Zu verantworten hatten sich der 37jährige Albert Erb, der gleichaltrige Leonhard Keim, der 47 Jahre alte Adolf Kleindienst, der 36jährige Karl Ebel, der 30jährige Josef Aria (sämtliche aus Straßburg) und der 28jährige Georg Arlen aus Hördt.

Der Angeklagte Erb trat 1931 in die Kommunistische Partei ein, wurde später kommunistischer Zellenleiter in Bischheim und auch dort kommunistisches Gemeinderatsmitglied. Zusammen mit den Mitangeklagten Keim und Ebel kam er bei Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges im Jahre 1941 zu dem Entschluß, daß nunmehr auch im Elsaß „etwas geschehen" müsse. Anstatt sich nun darunter einen erhöhten Einsatz und eine besonders gewissenhafte Treue gegenüber ihren Verpflichtungen vorzustellen, schlugen sie genau den falschen, den verbrecherischen, gegen das Reich und damit auch gegen das Elsaß selbst gerichteten Weg ein. Ihre früher bewiesene aktive Anhänglichkeit an bolschewistische Ideen gewann bei ihnen wieder die Oberhand.

Leonhard Keim ist ebenfalls ein alter kommunistischer Funktionär. Nachdem er 1924 zunächst in die kommunistische Jugend, drei Jahre später in die Partei eingetreten und 1935 zum Leiter der Sektion Straßburg ernannt worden war, stieg er im Jahre 1937 zu der führenden Stellung eines hauptamtlichen kommunistischen Parteisekretärs für das Elsaß auf. Auch er brach den nach der Neuordnung der politischen Verhältnisse im Elsaß zunächst bekundeten Willen, sich loyal zu verhalten. Indem er wieder aktiv für den Bolschewismus durch Herstellung und Verbreitung von Flugblättern hochverräterischen, bolschewistischen Inhalts tätig wurde, knüpfte er an seine politische Vergangenheit an.

Der Angeklagte Karl Ebel, ebenfalls ein früheres kommunistisches Parteimitglied, war der eigentliche technische Kopf bei der Flugblattherstellung.

Die Angeklagten Georg Arlen, Josef Aria und Adolf Kleindienst standen entweder bei der Herstellung und Verteilung der verlogenen hetzerischen Flugblätter mit ihren Heimat und Volk zersetzenden Parolen an vorderster Stelle der illegalen KP. oder stellten ihre Wohnungen zu geheimen Zusammenkünften zur Verfügung.

In teilweise gemeinsamer Arbeit haben die Angeklagten Tausende von Druckschriften hergestellt und verbreitet, die sie im Kurierdienst unter Beobachtung aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen weitergaben.

*

Wenn Menschen deutschen Blutes sich im vierten Kriegsjahre unterfangen, verbrecherisches bolschewistisches, d. h. also feindliches Geistesgut gegen das nationalsozialistische Deutschland aktiv weiterzugeben, dann muß sie dafür die ganze Strenge des Gesetzes treffen. Das gilt ohne weiteres für die geistigen und tatsächlichen Rädelsführer und für die leitenden Mittäter ebenso wie für die weniger beteiligten Mitläufer.

Das Urteil des Volksgerichtshofes lautete: Die Angeklagten Erb, Keim und Ebel werden wegen kommunistischen Hochverrats und Feindbegünstigung durch die Verbreitung hetzerischer Flugblätter bolschewistischen Inhalts mit lebenslangem Zuchthaus bestraft und ihnen die Ehrenrechte für immer aberkannt; die Angeklagten Aria und Arlen erhalten fünf Jahre bzw. drei Jahre Zuchthaus und Ehrverlust auf die gleiche Zeitdauer, während der weniger beteiligte Angeklagte Kleindienst zu einer Gefängnisstrafe von 17 Monaten verurteilt wird.

Nur dem Umstande, daß die Haupttäter in diesem Verfahren sich selbst nicht nach den Parolen der von ihnen verbreiteten Flugschriften verhielten und auch sonst nicht dem gewohnten Bild kommunistischer Funktionäre sowohl in ihrem Privatleben als auch auf ihrer Arbeitsstelle entsprachen, haben sie es zu verdanken, daß sie nicht die Todesstrafe traf. Der Volksgerichtshof unterstellte als wahr, daß sie sich zunächst im positiven deutschen Sinne im Elsaß betätigten, später aber durch bestimmte Umstände wieder ihrer kommunistischen Einstellung erlagen und sich dadurch auf den verhängnisvollen Weg des Hochverrats und der Feindbegünstigung begaben.

Andererseits machte der Volksgerichtshof aber mit allem Nachdruck darauf aufmerksam, daß aus dem gefällten Urteil keine falschen Schlüsse etwa von denjenigen gezogen werden dürften, die vielleicht noch irgendwo mit dem Gedanken spielen, kommunistischen Hochverrat zu betreiben.

(Ein weiterer Verhandlungsbericht auf Seite 2)

Siegen wird nur der Heroismus der ganzen Nation

Brechung des Vernichtungswillens

Von Hans Schader

Berlin, 28. Januar

Es gibt für die weltpolitische Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, in der gesamten Geschichte letzthin keine Parallele. Ein Krieg fordert den härtesten, letzten Einsatz von uns, ein Krieg, der Erfolg oder Untergang als die beiden einzigen Möglichkeiten seines Ausgangs uns anbietet. Gewiß, man hat oft und mit Recht auf die gewaltigen Völkerstürme hingewiesen, die im Laufe der Jahrtausende von Osten her gegen Europa anbrandeten, es zu überrennen trachteten, ja die oft in den europäischen Kulturraum einbrachen und dort schwersten Schaden anrichteten. Dennoch besteht zwischen der heutigen Situation und allen vorhergegangenen ähnlichen ein grundsätzlicher Unterschied; besser gesagt, eine Reihe von Faktoren läßt die Bedrohung aus dem Osten zu einer ungleich härteren Entscheidung heranreifen.

Wenn der östliche Gegner in seiner ganzen Bedeutung erkannt werden soll, dann müssen drei Hauptzüge gewürdigt werden: 1. die Systematik seines Staatsaufbaus und der Lenkung und Beeinflussung seiner Menschen, 2. die militärische Rüstung und ihre Einsatzmöglichkeit, 3. der entscheidende Antrieb aller Wünsche, Beschlüsse und Handlungen: der Wille zur Zerstörung und zur Aufrichtung der bolschewistischen Gewalt über Europa.

Es wäre verfehlt, von einem organischen Aufbau der Staatsführung und einer lebendigen Verbundenheit zwischen dem Volk und der herrschenden Schicht in der Sowjetunion zu sprechen. Es fehlen dafür alle Voraussetzungen; die bolschewistische Partei will eine derartige organische Verbundenheit auch gar nicht erreichen. Der Bolschewismus ist als die einzige praktische Verwirklichung des Marxismus eine Lebensauffassung, die radikal materialistisch durchdacht ihre Prinzipien mit erschreckender Folgerichtigkeit in das tägliche Leben übersetzt. Der Marxismus tritt mit dem Anspruch auf, den Werktätigen das absolut glücklichste Dasein zu garantieren. Mit dieser These arbeitet auch der Bolschewismus. Allen Einwürfen gegenüber, daß doch die praktische Auswirkung beweise, daß er fast das genaue Gegenteil des angeblich Erstrebten erreicht habe, gab er immer die Antwort: alles jetzt Geschehene sei lediglich Vorbereitung auf jenen Zustand und der Weg, der zum endgültigen Ziel führe, sei die Weltrevolution, die es durchzuführen gelte, die nach Lenins Anweisung in der Kombination von Agitation und bewaffneter Gewalt erreicht werden müsse. Um dieses Ziel zu erreichen, müsse die Einheit des kommunistischen Staates garantiert sein. Diese Einheit könne aber nur dadurch erreicht werden, daß alle sich einem Befehl bedingungslos unterzuordnen hätten.

Dem Prinzip der Konzentration der Macht ist das bolschewistische Staatsgefüge denn auch in vollständigster

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Weise unterworfen. Selbst das kleine Gremium der obersten Partei- und Staatsleitung, der Rat der Volkskommissare, ist nur ein ausgewähltes und willfähriges Werkzeug eines einzelnen. Die Beherrschung und der Einsatz der Volksmassen erfolge wiederum mit den beiden Hauptfaktoren aller bolschewistischen Politik: Der Agitation und der Gewalt. Der Agitation dient das gesamte System der politischen Kommissare, die Gewalt nach Innen ist verkörpert in den Spitzel- und GPU.-Organisationen, die ein Höchstmaß an raffinierter Ueberwachung darstellen. Die einzelnen Berufe haben alle nur einem Ziel zu dienen: der möglichsten Steigerung der materiellen Kapazität. Der Mensch soll nichts sein als ein Mittel zur Erreichung dieses Höchstmaßes. Deshalb muß alles unterbunden werden, was eine eigene Denkfähigkeit bewirken könnte. Diese Unterbindung erreicht man durch zweierlei: 1. durch die möglichst lückenlose Beschäftigung der Menschen, so daß keine Zeit zur Besinnung übrig bleibt; 2. durch ein unablässiges Einstampfen der gleichen Schlagworte in das Gedächtnis der Menschen.

Nach der gleichen materialistischen Grundauffassung ist das gesamte Getriebe der Verwaltung aufgebaut. Die Erfassung und Regelung aller Lebensfunktionen geschieht nach kalter Berechnung und gleichsam allein mit Zahlenbegriffen. Dennoch ist nichts ausgelassen und wird nichts übersehen. Die Massen in den weiten Räumen des Ostens sind heute zusammengefaßt und in ausweglosem Gehorsam aneinandergeschmiedet. Der Bolschewismus erstrebt in keiner Form die Ueberwindung der Masse, er will die Masse einsetzen als Masse in allen Fragen des Lebens. Wie ein einziger ungestalter Koloß von einem einzigen Willen gelenkt, soll sie einbrechen über die gehaßte Welt der organisch aufgebauten europäischen Staatseinheiten.

Das Gesetz, in das die bolschewistischen Massen gezwungen worden sind, ist das Gesetz der Produktion, der Erzeugung. Durch Produktion will der Bolschewismus den Geist überwinden und die Seelen der Völker töten. Eine gewisse Zeit lang glaubte er, sein Ziel über die Beherrschung des Weltmarktes erreichen zu können. Er wollte durch möglichst billiges Angebot seiner Rohstoffe und Erzeugnisse die Weltwirtschaft in Unordnung bringen und auf Grund dieser Unordnung die Zersetzung der Arbeitermassen beginnen. Bald mußte er einsehen, daß er auf diesem Wege nichts erreichen konnte. Da warf er sich vollständig auf den Gedanken der Macht. Das Ziel hieß nun: die gewaltigste Rüstung der Welt zu besitzen, das größte Massenheer aller Zeiten zu schaffen!

Facharbeiter und Ingenieure mußten herangebildet werden, Rüstungsfabriken wurden aus dem Boden gestampft. Alle Bemühungen galten nur dem einen Ziel. Jüngste Auslassungen der angelsächsischen Presse haben dies erneut bestätigt. Seit zwanzig Jahren bereitete sich die Sowjetunion auf die Eroberung Europas vor. Immer stärker wurden die Rüstungsindustrie ausgebaut, strategische Möglichkeiten einkalkuliert, neue Zentren östlich des Ural errichtet. Der einzelne Mensch spielte keine Rolle, er mochte verhungern, verderben, die Belastungen nicht aushalten; Hauptsache blieb, daß die Mengen des Materials sich häuften. Dem Glauben an die Masse gesellte sich der Glaube an die Maschine zu. Eine möglichst weitreichende Motorisierung wurde erstrebt, die Ausbildung der technischen Truppen vorangetrieben.

Der Frankreichfeldzug schien rein äußerlich diese Rechnung zu bestätigen. Auch Deutschland hatte die motorisierte Rüstung entschieden und zielsicher vorangetrieben. Der rasche, schlagartige Sieg im Westen erschien den maschinengläubigen Sowjets als Beweis ihres richtigen Weges. Eines konnten sie und werden sie nicht begreifen: die entscheidende Rolle des planenden, schlachtenlenkenden Geistes, und die innere Freiheit der Entscheidung des einzelnen, ganz auf sich gestellten Soldaten. Von da aus aber wird die Entscheidung fallen.

Angesichts der ungeheuren militärischen Rüstung der Sowjetunion taucht die Frage von selbst auf: Wem galt dieser Aufwand — wohin zielte der bolschewistische Wille? Die Antwort ist einfach genug. Das erste Ziel war die Bolschewisierung Europas. Von dieser Basis aus sollte dann die Weltrevolution in ihr entscheidendes Stadium getrieben werden. Die Bolschewisierung Europas schloß in sich ein die Vernichtung der Leistungen der abendländischen Menschheit, die Herabzwängung des kulturellen und zivilisatorischen Hochstandes auf das nivellierte Maß der bolschewistischen Unkultur, die endgültige Erledigung aller Unterschiede, und die gewaltsame Herbeiführung einer ungegliederten Millionenmasse, beherrscht vom Judentum.

Dieser Wille zur Vernichtung der europäischen Welt ist nun durch die Feldzüge im Osten weit von seinem Ziel abgedrängt worden; er wurde in seiner eigenen Festung, von wo aus er zu dem lange vorbereiteten Vernichtungswerk antreten wollte, zum Kampf gestellt. Nun sieht er seine eigene Existenz tödlich bedroht. Vernichtungswille und der Wille zur Erhaltung der in langen Jahrzehnten geschaffenen Machtform des Vernichtungswerkes paaren sich zu den ungeheuren Anstrengungen, mit denen dieser entschlossene, brutale Gegner in diesem Winter gegen die deutschen Linien anrennt. Es ist keineswegs ein von Ideen gelenkter Kampf, den er in den eisigen Schneestürmen des Ostens führt, es ist die Berechnung der günstigsten Situation, der Einsatz von überlegenen Mengen an Material, es sind die Unmassen von verhetzten Menschen, die in den Tod getrieben werden, um ein Zerrbild eines Staates zu retten, um den deutschen Gegner zu ermatten und Luft zu gewinnen für die Erreichung der alten Ziele, die Vernichtung des Abendlandes.

Diesen Gegner wird nur eine totale Besiegung auf die Knie zwingen. Da er in der Gewalt seinen Weg und seine Rechtfertigung sieht, kann nur die entschlossenste Gewalt mit ihm fertig werden. Es gilt darum nicht nur, den Ernst dieses gewaltigen Kampfes zu begreifen, es gilt, in jedem einzelnen Deutschen den Willen zur unwiderruflichen Vernichtung und Ausmerzung dieser unendlichen Gefahr zu stärken. Kein ungeordneter Ansturm von Barbaren droht diesmal aus dem Osten, sondern eine fremde, tödliche Systematik brutaler Erfassung aller Lebensäußerungen will uns die Existenz unseres eigenständigen Lebens von Grund aus zerstören. Für die Beseitigung dieser großen Gefahr wird der Kampf im Osten geführt.

Churchill und Roosevelt trafen sich in Casablanca

Dürftiges Kommuniqué — Das Tonnageproblem blieb unerwähnt — Stalin lehnte ab

Berlin, 28. Januar

Roosevelt und Churchill haben, wie Reuter meldet, ihre mehrtägigen Besprechungen in Casablanca abgehalten. Die Verhandlungen die über 10 Tage liefen, fanden in Anwesenheit der Chefs der Armeen, der Luftwaffe und Flotte sowie weiterer militärischer Berater statt. Churchill selbst hatte England bereits am 12. Januar im Flugzeug verlassen, während Roosevelt auf dem gleichen Weg erst am 14. Januar bei Casablanca eintraf, und zwar in Begleitung seiner persönlichen Freunde und Berater, Harry Hopkins und Harryman.

Für die Wahl des Tagungsortes in Französisch-Westafrika dürften die Schwierigkeiten maßgebend gewesen sein, die sich hinsichtlich der englisch-nordamerikanischen Zusammenarbeit durch die Divergenzen zwischen den Gaullisten als Schützlinge des britischen Empire und den Beauftragten Roosevelts für Nordafrika ergeben haben. Die Hinzuziehung de Gaulles und Girauds selbst zu einzelnen Teilbesprechungen spricht ebenso dafür, daß ein persönliches Eingreifen Roosevelts und Churchills sich als notwendig erwies, wie das Erscheinen des USA.-Präsidenten auf durch Verrat kampflos ihm in die Hände gefallenen französischem Boden symbolisch ist für den Imperialismus Roosevelts, der sich als neuer Herr vorstellte.

In einem Kommuniqué werden neben der erstrebten Vereinbarung zwischen de Gaulle und Giraud als Gegenstand der Besprechungen die „Unterstützung der Verbündeten" und die „Vervollständigung der Pläne für Offensivaktionen dieses Jahres" angegeben. Von der sachlichen Dürftigkeit des Kommuniqués stechen um so mehr zahlreiche umfangreiche, lebhaft aufgemachte ausschmückende Rahmenberichte ab. Roosevelt und Churchill stellten sich nach Hollywooder Art vor allem mit nichtssagenden Redensarten der Presse vor und ließen zu diesem Theater auch de Gaulle und Giraud zu, ohne indessen diesen hier Gelegenheit zu eigenen Äußerungen zu geben.

Aber sowohl das Kommuniqué wie die geschwollenen Rahmenberichte lassen das eigentliche militärische Hauptthema der Besprechungen, das Tonnageproblem, unerwähnt. Die Tatsache, daß die zweifellos stattgefundene eingehende Behandlung gerade dieser Fragen in allen britisch-nordamerikanischen Auslassungen geflissentlich übergangen wird, läßt den Umfang der damit zusammenhängenden Schwierigkeiten besonders deutlich werden.

Der Schatten, der über der ganzen Zusammenkunft lag, war die Abwesenheit von Stalin, der es nicht einmal für nötig befunden hatte, Maisky oder Litwinow-Finkelstein als Beobachter zu entsenden. Nach dem amtlichen Kommuniqué zu urteilen, hat Stalin die Einladung abgelehnt, weil er durch die Operationen an der Ostfront verhindert war. Daß die britische Diplomatie seit Monaten die Teilnahme Stalins an dieser Konferenz vorzubereiten suchte, geht aus der Abwesenheit des britischen Botschafters in Moskau hervor, der sich seit etwa fünf Wochen in London befindet und wahrscheinlich schon damals die definitive Absage Stalins überbracht hat. Stalins Absage ist um so interessanter, als nach einer Reuter-Information Roosevelt und Churchill sogar bereit waren, sich viel weiter östlich als Casablanca zu treffen, also Stalin mehr als den halben Weg entgegenzugehen. Man kann daraus schließen, daß es weniger die Einigkeit der Verbündeten, als der wachsende Gegensatz und das Mißtrauen nicht nur zwischen Großbritannien und den USA., sondern auch zwischen den beiden angelsächsischen Mächten und der Sowjetunion waren, die dem Treffen von Casablanca ihren Stempel aufdrückten.

Der geplant gewesene gemeinsame Oberbefehl ist daher auch diesmal nicht zustande gekommen. Ebensowenig verrät das Kommuniqué, ob in Nordafrika klare Verhältnisse geschaffen wurden. Eisenhower wurde nicht abgesetzt, Alexander wurde nicht ernannt, Peyrouton bleibt im Amt. De Gaulle und Giraud haben sich zwar unterhalten, aber es wird nicht gesagt, wer wen künftig zu kommandieren hat. Die einzigen Ergebnisse, die Roosevelt nennt, ist der Beschluß, die alliierten Hilfsquellen zusammenzulegen und auf der ganzen Welt die militärische Initiative zu ergreifen.

Die »Einigung« der Verräter

Stockholm, 28. Januar

Der Londoner Korrespondent von »Nya Dagligt Allehanda« bringt aus englischer Quelle eine äußerst kennzeichnende Beschreibung der »Einigungsszene« zwischen de Gaulle und Giraud, die vor den Kameras und den Augen der englischen und amerikanischen Journalisten exerzieren mußten. Beide machten den Eindruck, äußerst unangenehm berührt zu sein, weil sie sich wie Schuljungen, die sich gezankt hatten, die Hand geben mußten. Besonders de Gaulle habe einen höchst genierten Eindruck gemacht und nervös eine Zigarette geraucht. Giraud dagegen habe ausgesehen »wie Schneidermodell eines älteren Herrn«, habe aber nach einem Eigenbericht von »Aftonbladet« mehr Selbstbeherrschung gezeigt. Die Stimmung bei dieser Szene sei unerfreulich gewesen und habe von Roosevelt persönlich durch die Worte: „Voilà un moment historique" gerettet werden müssen. Beide Generale seien im Augenblick des Handschlags offensichtlich bemüht gewesen, keine Miene zu verziehen und die reinsten Pokergesichter aufzusetzen.

Judengesetze in Tripolis aufgehoben. Einer Londoner Eigenmeldung von »Aftonbladet« zufolge, haben die britischen Behörden in Tripolis als einer ihrer ersten Maßnahmen die Judengesetze, die von den Italienern erlassen worden waren, wieder aufgehoben.

Pestfälle in Port Said und Suez. Wie aus Kairo gemeldet wird, teilte der ägyptische Gesundheitsminister mit, daß in den Häfen Port Said und Suez einige Fälle von Pest festgestellt wurden.

Stalingrad - eine Hölle von Eisen, Feuer und Blut

Zertrümmerte Mauern, Kellergruben, zerschossene Wagen werden zu feuerspeienden Bastionen

Berlin, 28. Januar

In Stalingrad halten die Männer der 6. Armee zusammen mit ihren rumänischen und kroatischen Kameraden in einer Hölle von Eisen, Feuer und Blut immer noch dem wütenden Toben des Feindes stand. Sie haben sich in die Trümmer der zerstörten Stadt gekrallt und an ihrem Todesmut zerbricht Stoß um Stoß der Sowjetarmeen. Umsonst war das Rasen aus tausend Feuerschlünden, umsonst zerwühlten die Bomben den Schutt der Häuser, umsonst zermalten die knirschenden Gleisketten der Panzer die zerbröckelnden Mauerreste. Unsere Soldaten halten Stand.

Eine von Geschossen und Splittern zerfetzte Wand, eine Kellergrube mit verkohlten Balken oder die schmalen Spalten zwischen den gesprengten Betonfundamenten, ja zerschossene Wagen und Panzerwracks, alles wird zu erbittert umkämpften Bastionen, die der Feind auch dann noch nicht nehmen kann, wenn die Berge seiner Toten die Verteidiger fast unter sich begraben. Immer wieder rennen die Sowjets an. Bald hier, bald da ächzt die Erde unter den schmetternden Schlägen der Granaten und Bomben. Jetzt greift der Bolschewist am Bahndamm an. Doch auf ihm stehen in ihren von Splittern zerrissenen Uniformen eine Handvoll Männer. Sie stehen aufrecht, schießen und schlagen, bis der anrückende Bolschewistenhaufen zerstiebt. Dann wieder wächst das lärmende Toben an der Zariza, deren zerschlagenes Eis die Stadtmitte zerteilt. Die Sowjets sind herüber. Aber kein Befehl ist nötig für unsere Soldaten und kein Angriffsplan. Sie springen auf und sind schon hauend und stechend mitten unter den Bolschewisten, die vor dem jähen Ansturm stürzend und fallend über die Eisschollen zurückrennen. Jeder Tag und jede Stunde bringt neuen Kampf und neues Heldentum.

Gleichzeitig mit einer Verstärkung ihres Druckes südwestlich Woronesch traten die Bolschewisten nunmehr auch nordwestlich Woronesch mit starken Infanterie- und Panzerkräften zum Angriff an. Der Stoß dieser Divisionen wurde jedoch in erbitterten Kämpfen aufgefangen. Die Verluste des Feindes, der allein im Abschnitt eines einzigen deutschen Infanterieregiments 25 Panzer verlor, waren so schwer, daß sein Versuch, den Aufbau einer neuen Abwehrfront westlich Woronesch zu verhindern, nicht glückte.

Stalin fordert Narvik und Petsamo

Sensationelle Sowjetansprüche. — Der USA.-Botschafter bei Stalin

Kopenhagen, 28. Januar

Die Kopenhagener Zeitung »National Tidende« veröffentlichte am Mittwoch eine Meldung über die sowjetischen Ansprüche auf Skandinavien, die die Sowjets anläßlich der derzeitigen Konferenz in Washington und London angemeldet haben sollen. Die Sowjetforderungen haben in dänischen politischen und diplomatischen Kreisen großes Aufsehen erregt. Man faßt diese Forderungen als einen Vorgeschmack dessen auf, welches Schicksal den skandinavischen Norden im Falle eines Sieges der Alliierten erwarten würde. »National Tidende« erklärt weiter, daß den Gerüchten zufolge in Washington politische Wünsche der Sowjets zur Sprache gekommen seien. Das dänische Blatt will wissen, daß die Sowjetunion außer den Häfen Narvik und Petsamo das gesamte Nordnorwegen, Lappland und Finnmarken gefordert haben soll.

Wie der sowjetische Rundfunk berichtet, hat Stalin am Dienstag in Anwesenheit von Außenkommissar Molotow den amerikanischen Botschafter Stanley sowie den britischen Geschäftsträger zu einer langen Besprechung im Kreml empfangen. Vor dem Hintergrund der heutigen dänischen Meldung dürfte diesem Empfang eine ganz besondere politische Bedeutung beigemessen werden.

Die neuen sowjetischen Forderungen haben in Kreisen der dänischen Oeffentlichkeit einen um so tieferen Eindruck gemacht, als die sowjetrussische Gesandtschaft in Stockholm sich auf Anfrage schwedischer Journalisten geweigert hat, die sowjetischen Ansprüche zu dementieren. Diese unverschämten sowjetischen Forderungen stellen eine deutliche Lehre für die skandinavischen Länder dar, die auch heute noch die Bedrohung Skandinaviens durch den Bolschewismus zu bagatellisieren versuchen und der Auffassung sind, daß England und die USA. im Ernstfalle die bolschewistische Gefahr von Skandinavien fernhalten werden.

Rechenschaftsbericht Rytis vor dem Reichstag

Wirtschaftslage Finnlands befriedigend — Günstige Ernteergebnisse

Helsinki, 28. Januar

Der finnische Staatspräsident Ryti gab am 26. Januar einen Rechenschaftsbericht zum Abschluß der Sitzungsperiode des Reichstages 1942, in welchem er besonders auf die reibungslose Zusammenarbeit zwischen Parlament und Regierung hinwies. Zur Verteidigungslage führte er aus, daß der Abwehrkampf gegen die Sowjetunion weiter im Gange sei.

Ferner ging der Staatspräsident auf die wirtschaftliche Lage des Landes ein, wobei er betonte, daß es gelungen sei, die Staatsfinanzen den Verhältnissen entsprechend in einem befriedigenden Gleichgewicht zu erhalten, den Geldwert vor Schwankungen zu bewahren und die notwendigen Bedürfnisse der Volkswirtschaft, vor allem der Landesverteidigung und der Volksversorgung zu befriedigen. Die Ernte habe in dem vergangenen Jahre 70 Prozent des Standes von 1936/39 gegenüber 61,5 Prozent im vorhergehenden Jahre erreicht. Der größte Handelspartner Finnlands sei weiterhin Deutschland mit 70 Prozent des gesamten Warenaustausches gewesen, das Finnland bereitwillig die wichtigsten Lebensmittel zur Verfügung gestellt habe. An zweiter Stelle stände Dänemark; darauf folgten Schweden, Italien und Ungarn.

Zum Schluß dankte der Präsident dem Reichstag für seine wertvolle und erfolgreiche Arbeit und erklärte den Sitzungsabschnitt für 1942 abgeschlossen.

UNSERE KURZSPALTE

Schweizer Lufthoheit verletzt. Die schweizerische Depeschenagentur meldet: In verschiedenen Gegenden der Schweiz, so auch in Bern und Zürich, wurde in der Nacht zum Mittwoch gegen 1 Uhr Fliegeralarm gegeben.

Schärfste Buren-Opposition gegen Smuts. Der »Times«-Korrespondent in Kapstadt berichtet, die Buren-Opposition in Südafrika unternehme alles, um die Stellung von Smuts zu erschüttern. Ihre Feindschaft gegen England sei unerbittlich.

USA. eröffnet Konsulat in Malmö. In dem Bestreben, den Einfluß der USA. in Schweden zu verstärken, hat die amerikanische Gesandtschaft in Stockholm das schwedische Außenministerium davon unterrichtet, daß das ehemalige Konsulat in Malmö wieder eröffnet werden soll.

USA. holen Gummi mit Flugzeugen. Der Bedarf an Gummi in den USA. ist so dringend geworden, daß man sich entschlossen hat, Gummitransporte aus Brasilien nach den USA. mit 16 Flugzeugen durchzuführen.

12 Jahre Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat

Der nächste am gleichen Tage verhandelte Fall trug das Merkmal des typischen politischen Querulantentums. Angeklagt war als Haupttäter der 21 Jahre alte Leo Terser und als Mitwisser der 24jährige Karl Weiß, beide aus dem Elsaß stammend, die deutsche Beamte werden wollten und zuletzt beim Landratsamt in Bühl (Baden) beschäftigt waren.

Der Angeklagte Terser kam im November 1942 auf die Idee, Flugblätter mit deutschfeindlichem Inhalt in französischer Sprache herzustellen. Durch einen allerdings vom Angeklagten selbst nicht vorausgesehenen technischen Umstand blieb es nur beim Versuch. Obwohl ihm die deutsche Staatsführung die Möglichkeit geboten hatte, die von ihm gehegten Berufswünsche auch verwirklichen zu können, scheute er sich nicht, in den Diensträumen seiner Behörde eine Wachsmatritze mit reichsfeindlicher Tendenz zu beschreiben und zu vervielfältigen, deren Abzüge er dann im Elsaß verbreiten wollte. — Dem Angeklagten Weiß wurde Mitwisserschaft zur Last gelegt.

Die Hauptverhandlung ergab einwandfrei die deutschfeindliche Einstellung des Terser, die ihn auch zu der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens trieb. Es ist nur einem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß seine Tat fast unmittelbar nach ihrer Begehung aufgedeckt und zur Anzeige gebracht werden konnte. Der Angeklagte Weiß hat es zwar unterlassen, sofort nach Wahrnehmung des verbotenen Tuns seines Arbeitskameraden der vorgesetzten Dienststelle pflichtgemäß Anzeige zu erstatten, er hat aber, wie er glaubwürdig aussagte, am Morgen des anderen Tages Terser gleich eindringlich verwarnt und ihn von der neuerlichen Beschriftung von Wachsmatritzen und deren Vervielfältigung mit Erfolg zurückgehalten. Unmittelbar darauf wurde Terser dann auch auf Grund der Entdeckung seiner Tat festgenommen.

Nur der Tatsache, daß Tersers Versuch nur den Tatbestand der Vorbereitung zum Hochverrat erfüllte und er nur einige wenige Abzüge wegen seiner technischen Unkenntnis des Vervielfältigungsverfahrens herstellen konnte, hat er es zu verdanken, daß gegen ihn nicht auf die an sich verwirkte und vom Vertreter des Oberreichsanwalts auch beantragte Todesstrafe wegen gefährlicher agitatorischer Volksverhetzung erkannt wurde. Beim Angeklagten Weiß nahm der Volksgerichtshof an, daß er sich der verbotenen Handlungsweise des Terser bewußt gewesen war und er auch deshalb, nachdem er eine Nacht darüber geschlafen hatte, ihn am anderen Morgen noch rechtzeitig verwarnte.

Der Volksgerichtshof verurteilte den Angeklagten Terser wegen Vorbereitung zum Hochverrat und damit wegen versuchter Begünstigung der Feinde des Reiches zu einer Zuchthausstrafe von 12 Jahren und zur Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 10 Jahren. Der Angeklagte Weiß wurde freigesprochen.

Die Straßburger Verhandlungen des Volksgerichtshofes wurden am Dienstag fortgesetzt. W. M.

Verlag und Druck:
Oberrheinischer Gauverlag u. Druckerei GmbH.
Verlagsdirektor: Emil Munz
Schriftleitung:
Hauptschriftleiter: Franz Moraller
Stellvertr. Hauptschriftleiter: Paul Schall
(Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

U-Boote wachen auf sturmgepeitschter See

Bei Windstärke 11 im Ausguck — Atlantik, wie ihn keiner kennt — Kein Geleitzug läßt sich blicken

Im Nordatlantik, im Januar (PK.) Wer kennt das Meer im Winter? Nur eine kleine Schar unter den vielen Millionen Deutschen: genau genommen die Seefahrer allein, denn selbst die zahlreichen Badegäste, die das Meer im Sommer kennenlernten, können sich ihre See bei Eis und Schnee kaum vorstellen. Das war vor dem Kriege so, und hat jetzt besondere Bedeutung bei der Frage: Wo bleiben die Sondermeldungen, warum hört man plötzlich so wenig von der Atlantikfront? Wetter, Winter? Wieso denn, im November herrschten doch auch Stürme, und die Dampfer wurden zu Dutzenden versenkt? Den Stürmen haben sich inzwischen Eis und Schnee hinzugesellt, die größten Hindernisse der Nordatlantikfahrt, beim Gegner wie bei uns! Begleiten wir nur einmal ein U-Boot auf Feindfahrt, kreuz und quer auf den Verbindungslinien zwischen USA., England und den Sowjets.

Sturm und Kälte peitschen das Boot

Wochenlang Windstärke 9, 10, 11. Ein Seegang, bei dem es unwahrscheinlich ist, daß feindliche Geleitzüge und Einzelfahrer überhaupt unterwegs sind.

Südostwärts des Ilmensees überreichte Ritterkreuzträger Generalleutnant H. am 9. Januar d. J. dem Unteroffizier Horst Naumann, der 26 Panzer abschoß, als erstem Unteroffizier der Sturmartillerie das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. PK.-Aufn.: John (Sch.)

Trotzdem: unsere U-Boote sind draußen, sie wachen, sie suchen, so weit ihre Sicht im Winter reicht. 12 Meilen (22 km) weit sehen die Ausguckposten auf der Brücke eines U-Bootes im Sommer bei ruhiger See. Die Herbststürme, die das U-Boot wie einen Korken bald auf die Wellenberge, bald in die Täler des aufgewühlten Atlantik werfen, erschweren das Suchen schon beträchtlich.

Inzwischen schreiben wir Januar. Sturm und Kälte haben sich gegen die Menschen und ihre Boote verschworen. Das über Oberdeck und Brücke hinwegdonnernde Wasser läßt Eis zurück, dickes, glitzerndes Eis, das auch vor lebenswichtigen Teilen des U-Bootes nicht halt macht. An den Netzabweisern, die gleichzeitig Antenne sind, hängt ein Eiszapfen neben dem anderen, und selbst am Gummizeug der Brückenwache bilden sich Eisklumpen, die zusammen mit den bizarren Eis- und Salzgebilden an den Augenbrauen und am Bart die Sicht mehr und mehr behindern. Die Finger sind längst steif, mechanisch halten sie das Fernglas in Augenhöhe. Es gilt, die Kimm nach Mastspitzen oder Rauchfahnen abzusuchen, unermüdlich.

Wum — patsch! Ein Brecher poltert gegen die Turmwand, kommt über die Brückenverkleidung, läßt die vier Männer auf der Brücke in Sekundenschnelle bis zur Brust im eisigen Wasser stehen, peitscht ihnen die Spritzer ins Gesicht, und reißt sie hin und her. Wären diese Männer nicht mit handbreiten Gurten und schweren Karabinerhaken am Boot festgeschnallt, weiß Gott, sie würden keine zwei Minuten auf der Brücke sein. Fortgerissen von der grauschwarzen See, hineingeschleudert in die Weite des Atlantik.

Ueber zweihundertmal wiederholt sich dieser Kampf zwischen Mensch und Meer im Verlaufe einer Wache. 240 Minuten lang muß der Wachoffizier mit seinen drei Männern oben Ausschau halten, standhalten, sich festhalten. In den Stiefeln schwappt das Wasser und im Gesicht hängt das Eis. Die Geschütze am Oberdeck, die Brükkenverkleidung sowie der enge Raum, auf dem die Seeleute ihre vier Stunden hindurch unbeweglich ausharren, sind unter der Eiskruste kaum noch zu erkennen.

Da jagt eine Schneeböe heran, dicke Flocken wirbeln um das Boot, haften an den vereisten Augenbrauen, an Bart und Fingern, bis die nächsten Spritzer der überkommenden See sie wieder wegspülen und dafür mit Hilfe des schneidenden, pfeifenden Windes eine neue Eisschicht hinzufügen. Rasch wird es dunkel, durch das Schneegestöber noch früher als sonst an diesen kurzen Wintertagen auf dem Atlantik. Unheimlich dröhnt der nächtliche Sturm. Selbst das Jumpen und Krängen (Vorwärts- und Seitwärtsneigen) des Bootes bis zu 45 Grad ist nicht mehr zu sehen, nur noch zu fühlen. Keiner weiß mehr, wie oft und wie weit Vorschiff und Achterschiff noch aus dem Wasser ragen.

Festhalten! schreit der Steuerbord-Ausguck und duckt sich vor einem heranrollenden weißen Gischtkamm. Es ist wie auf einer Achterbahn, bloß nicht so trocken, nicht so fröhlich, nicht so sicher, und statt zwei oder drei Minuten vier lange Stunden rauf, runter, rauf, runter! Vier Stunden auf der Brücke, dann acht Stunden im Innern des U-Bootes, wo es nach Oel, Gummizeug, Schmierfett, schwitzenden Menschen und Essen riecht. Nach diesen acht Stunden »Ruhe« im wild schaukelnden Boot heißt es wieder für vier Stunden auf die Brücke, und so weiter, wochenlang, den ganzen Januar hindurch und den ganzen Februar.

Ganz selten, und dann nur für ein paar Stunden wird getaucht. Wie wohltuend ist in solchen Augenblicken die Stille der Tiefe und ein Schlaf ohne Schütteln. Doch unsere U-Boote durchqueren den Atlantik, um feindliche Schiffe zu finden, und da man über Wasser immer weiter sieht, müssen sie trotz Eis und Schnee im Sturm oben bleiben.

Ja, der Winter auf See ist anders als manche Landratte vermutet; er ist härter als die kältesten Tage an Land, denn bei der Kälte bleibt die Nässe und der am schwersten zu ertragende Seegang! Stilles Heldentum ist es, was unsere Bootsmänner in diesen Wintermonaten draußen auf dem Nordatlantik leisten, denn jetzt sind sie doppelt im Angriff, gegen die Naturgewalten und gegen die feindlichen Dampfer, an die sie auch im Winter rangehen und versenken, wo immer sie welche finden.

Kriegsberichter Karl Emil Weiß.

Bei grimmiger Kälte steht der Posten am Finnischen Meerbusen, der mit einer Eisdecke von 30—40 cm Festland geworden ist und dadurch besondere Aufmerksamkeit erfordert. PK.-Aufn.: Schürer (HH.)

Das europäische „Chikago" atmet auf

Marseille hat Ruhe — Im Gängeviertel am Vieux Port — Schlupfwinkel der Schwarzhändler

Die französische Polizei evakuierte in diesen Tagen, wie berichtet, die gesamte Altstadt von Marseille. 40 000 Personen mußten ihre Wohnungen räumen. Mehr als 6000 Personen wurden dabei verhaftet und mehr als 1000 Bars und Cafés geschlossen. Dazu schreibt uns unser Marseiller Mitarbeiter:

Marseille, im Januar 1943

Spät hält auf dem Gare St. Charles der Nachtzug von Lyon. Sterne blühen über der rußigen Bahnhofshalle. Silber tropft von den Platanen vorm „Splendide". Die Luft schmeckt wie Wein. Wir ahnen das Meer. Und sind ein wenig froh. Aber morgens: wieder Regen, der wie ferner Wasserfall hinter den grauen Jalousien rauscht, kalter, vom Wind gepeitschter Regen. Die Palmen und Agaven hinter den schmiedeeisernen Prunkportalen der Corniche biegen sich fröstelnd. Es wird schwer, an den Himmel zu glauben, den van Gogh malte, den brennenden, glutenden Himmel von Arles. Es wird schwer. Wir sind seit Tagen naß.

Einer sagte: Marseille ist schon Afrika! Er holte eine blütenweise Badebuxe aus dem Koffer und ein braunes Fläschchen Sonnenöl. Er fing an, sich zu sonnen. Hinter Marburg, als schneeüberpuderte Birken vorbeihuschten und ein halber Mond ins Abteil sah. Da schwenkte er seine Badehose wie ein Ballkleid. Und wir erschraken, als hätten wir Brieftasche und Paß vergessen.

Strandgut aus ganz Europa

Heute lächeln wir darüber. Wir stehen an der Corniche, der möwenumflatterten, kühn gezogenen, in den Fels gesprengten Uferstraße, die von hier bis Nizza läuft, an Villen vorbei, an Pinien und Palmen. Nebel schleiert, Sturzseen klatschen, grau und schwer wirft sich das Meer gegen das zerklüftete Gestein, oui, monsieur, das Mittelmeer, das postkartenblaue.

Ganz vorn ein Posten. Gischt klatscht ihm auf den Stahlhelm. Er lacht! Und das Meer spielt mit einer Konservendose, das große Meer.

Marseille ist doch schon Afrika. Nicht die Canebière, die menschenflutende Prachtstraße, von der man an runden Cafétischen sagt: „Si Paris avait une Canebière, Paris serait un petit Marseille." Nicht die Canebière, non monsieur! Aber am Vieux Port ist Afrika, am alten Hafenbecken, im Gängeviertel, schwarze, braune, gelbe Masken. Da lungern sie in den engen Gassen, die Nervis, die Apachen von Marseille: Strandgut aus ganz Europa, Neger aus dem Senegal, Madegassen aus Tananarivo, Chinesen aus Schanghai, ein buntes Rassengemisch, das sich irgendwann einmal an den Quai des Belges spülen ließ und untertauchte im Gewirr der Spelunken und Bordelle.

Wovon sie leben? Der Polizist zuckt die Achseln. Früher trieb sie der knurrende Magen an die langen Kais, wo sie sich ein paar Franken verdienten, wenn ein Dampfer mit Weizen aus Marokko oder Weinfässern aus Algier anlegte, heute fehlt diese Fracht vom andern Ufer Frankreichs, fällt der gelegentliche Tagelohn am Hafen fort aber sie leben weiter, wie Ratten in ihren Löchern, handeln mit Tee, Kaffee, Kokain.

Baedeckers erhobener Zeigefinger

Der Mistral pfeift durch Marseille. Es ist kalt. Rote Feuer, auf dem Fußboden entzündet, gluten hinter zerbrochenen Fensterscheiben. Rauch quirlt daraus. Es gibt keine Schornsteine. Alles geht auf die Gasse, Rauch, Kot, alles. Kinder schleppen Türen, Fensterläden, Bretter. Alles wird verfeuert. Nirgends sahen wir Kinder in Frankreich. Hier sind sie! Blasse, schwindsüchtige, im Schmutz der Gosse spielende Kinder, gejagte, gehetzte Kinder in allen Farben, die dreijährig schon die Stuhlreihen der verqualmten Hafenkinos belegen. Säuglinge darunter, die Milchflasche im Mund, auf dem Schoß der zigarettenqualmenden Mama. Dirnen lachen auf dunklen Kellerstufen, armselig und schmutzig wie zerfranste Wäsche, die über den Gassen flattert. Die Matrosen fehlen. Aber sie locken weiter. Mit blaugetuschten Augendeckeln.

Der Baedecker warnt vor dem Besuch des Gängeviertels, der gute. Er warnt um so eindringlicher, je länger die Schatten des Abends werden, die in die ohnehin lichtlosen Gassen fallen. Der erhobene Zeigefinger ist nicht mehr nötig. Seit der Schritt deutscher Wachtposten auf den Bastionen des Forts Grasse Tilly klopft, der patrouillierende, wachsame Schritt deutscher Knobelbecher, ist das europäische Chikago, das schon so oft die düstere Kulisse zu blitzenden Messern oder krachenden Colts abgab, gesperrt. Jetzt ist es sogar evakuiert. Vom französischen Präfekten!

Die Pest ist ausgetilgt

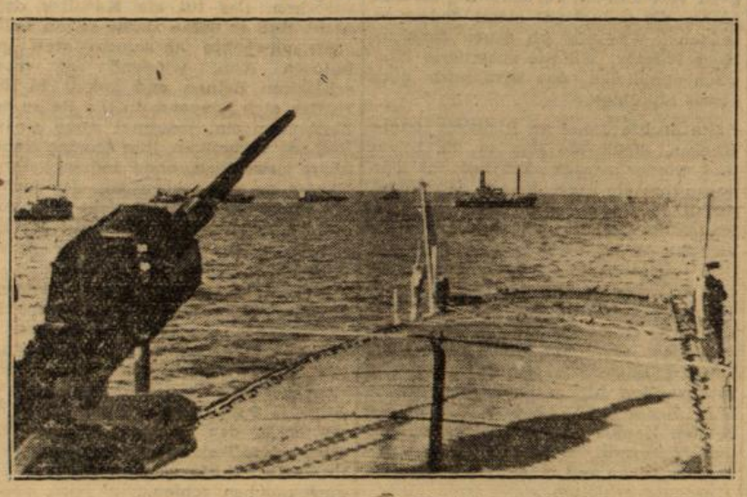
Marseille atmet auf. Wie nach einer Pest! Dreißig Präfekten hoben resigniert die Schulter, wenn die Rede auf das Rattenloch am Vieux-Port kam. »Ca — c'est Marseille!« Jetzt geht es plötzlich. Jetzt geht alles. Man überquert die Canebière rechtwinklig, man drängt und stößt sich nicht mehr auf dem Fahrdamm, man lernt Verkehrsdisziplin und fühlt sich wohl dabei. Nur an den kreischenden Straßenbahnen hängen noch die Trauben sich balgender Kinder, die zu halsbrecherischer Schwarzfahrt starten. Aber das ist wohl überall so im Süden.

Schön wird Marseille, wenn man die weißen Stufen zur Notre-Dame de la Garde hinaufsteigt, der auf weißem Kalkfels hoch über Stadt und Meer thronenden Wallfahrtskirche, schön, auch wenn der Nebel um das Filigran der hohen Schwebefähre im Alten Hafen brodelt und der Mistral im goldenen Faltenwurf der Jungfrau von Lesquesne harft, der Madonna der Seeleute.

Da tritt man aus dem Golddämmer der byzantinischen Kirche, unter sich die blaßroten Ziegeldächer der Hafenstadt, das Gewirr der Docks und Kräne, die bunten, auf den Strand gezogenen Fischerboote und im Meer das regenverhängte Chateau d'If, Dumas literarische Schatzinsel.

Da steht man und vergißt vieles: das Trinkwasser, das man nicht trinken darf, die Austern, die man nicht essen darf, und die Sonne, die van Gogh malte, drüben in Arles.

Erich Winter.



Nachschub über das Schwarze Meer. — Munition und Verpflegung für die Front im Schutz der Kriegsmarine. PK.-Aufn.: Demmer - Atlantic

Deutsches Blut wird wiedergewonnen

Volkstumsliste — das Tor zur Bewährung im befreiten Westpreußen

Thorn, 28. Januar

Wenn die Zahl der im Gau Danzig-Westpreußen für die Aufnahme in die Deutsche Volksliste geprüften Menschen mit einer Million angegeben wird, so bedeutet das natürlich nicht, daß polnisches Blut eingedeutscht werden soll. Das ist nie und nirgends der Fall gewesen. Vielmehr wurde nur altes deutsches Blut, das sehr wohl im Laufe der Zeit überlagert sein kann, dessen Träger oft auch den Namen, der Sprache und gewissen Lebensauffassungen nach oberflächlich polonisiert waren, seiner ursprünglichen Zugehörigkeit wieder zugeführt. Aber auch das geschah keineswegs in Bausch und Bogen, sondern nach strengster Prüfung, weil es für die Zukunft nicht auf die Zahl, sondern allein auf den Wert ankommt.

Trotzdem die Polen in den zwanzig Jahren ihrer Herrschaft den völkischen Kampf mit rücksichtsloser Härte geführt haben, konnten sie die Grundlagen des jahrhundertelangen deutschen rassischen Einflusses doch nicht verwischen. Weit über die Hälfte der Bevölkerung im befreiten Westpreußen besteht aus Menschen, die über kurz oder lang wieder ihrem angestammten Volkstum zurückzugewinnen sind.

In diesem Zusammenhange taucht immer wieder die Frage auf, ob einer solchen Politik nicht grundlegende rassische Hemmungen und Bedenken entgegenstehen. Bei der einheimischen Bevölkerung Westpreußens, die wiederholt einem völkischen Struktur- und Gesinnungswandel unterworfen war, sind rassische Unterschiede gegenüber unserem übrigen deutschen Volk kaum vorhanden. Eine Bestätigung dafür ist nicht allein der tägliche Eindruck der verantwortlichen Menschenführer in diesem Gebiet, das haben vielmehr auch Wissenschaftler von Ruf anerkannt.

Ein gutes Beispiel dafür bietet das vorläufige Ergebnis in Kreis und Stadt Thorn. Bei einer Gesamteinwohnerzahl von rund 80 000 hat die Stadt Thorn heute etwa 60 000 Deutsche einschließlich der durch die Deutsche Volksliste erfaßten Menschen. Einen kleinen Begriff von der ungeheuren rein technischen Arbeit, die zu leisten war, kann man sich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Urkunden nicht allein jeder Familie, sondern meist jedes einzelnen Familienmitgliedes sorgfältig geprüft werden mußten, meist bis zu den Großeltern zurück.

Die eigentliche Arbeit beginnt jedoch erst mit der Erziehung der eingedeutschten Menschen. Für sie ist etwa folgende Reihenfolge maßgebend: Erfassung der Männer in den SA.-Wehrmannschaften, Betreuung der Frauen durch das Deutsche Frauenwerk, Erfassung der Jugend durch die HJ. In einer sehr mühevollen Arbeit müssen diese Menschen polnische »Reste« in allen Lebensauffassungen überwinden.

„American Century"

Weltmacht in trivialen Angelegenheiten

Zürich, 28. Januar

In den maßgebenden Zeitschriften der USA. ist die Aufrichtung der »American Century«, des »Amerikanischen Jahrhunderts« proklamiert worden. Einer der einflußreichsten Wortführer in diesen Dingen, Henry Luce, schrieb darüber:

»1919 hatten wir die goldene Gelegenheit, die Führung der gesamten Welt zu übernehmen. Wir verstanden diese Gelegenheit nicht und wiesen sie zurück. Roosevelt muß dort erfolgreich sein, wo Wilson zurückwich. Unsere Welt von zwei Milliarden Menschen ist zum erstenmal in der Geschichte ein unteilbares Ganzes (!) Die Welt des 20. Jahrhunderts muß sich, wenn sie gesund und kräftig leben will, in größtem Ausmaße in ein amerikanisches Jahrhundert verwandeln. Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Engländer gewesen. Nun kommt das amerikanische Zeitalter . . .

Wenn wir erst die leblosen Argumente des Isolationismus hinter uns gelassen haben, so werden wir entdecken,

Alle Wachstellen kennen sie. Eine der vielen Helferinnen einer Flugabwehrstelle. Ständig steht sie mit allen Wachstellen in Verbindung. PK.-Aufn.: Hager

daß es bereits einen gewaltigen amerikanischen Internationalismus gibt. Der amerikanische Jazz, die Filme aus Hollywood, der amerikanische Slang, amerikanische Maschinen und Konserven sind in der Tat das einzige, was jede Gemeinschaft in der Welt von Sansibar bis Hamburg einmütig anerkennt. Ohne daß wir es beabsichtigt haben (?), sind wir bereits eine Weltmacht in allen trivialen Angelegenheiten. Aber Amerika ist auch bereits der wissenschaftliche und künstlerische Mittelpunkt der Welt (!). Im übrigen sind die Amerikaner in den letzten Jahrzehnten viel gereist und kennen mehr von der Welt als jedes andere Volk. Auch die weltweite Erfahrung des amerikanischen Handels darf nicht vergessen werden.« Amerika müsse inskünftig seine Ideale in die Welt ausstrahlen.

Dazu bemerkt die schweizerische Zeitung »Die Front« u. a.: »Jazz, Hollywood-Filme und Konserven! Die Trivialität dieses Kulturprogrammes, dieser Welt-Einheits(preis)-Kultur ist fürwahr niederschmetternd. Niederschmetternder kann wohl nur noch die hier ebenfalls geäußerte Meinung sein, als ob den Namen Kultur verdiente, was »von Sansibar bis Hamburg einmütig anerkannt« würde und als ob »zwei Milliarden Menschen ein unteilbares Ganzes« sein könnten! Gerade diese so drastisch zum Ausdruck gelangende Anbetung der abstrakten Zahl, dieses wahrhaft dumme Vorbeisehen an der Qualität, an der unendlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Art — enthüllt uns eine Verständnislosigkeit für das, was dem Europäer Kultur heißt, daß wir uns fragen müssen, was außer jenen trivialen Dingen von drüben an »Idealen« kommen könnte mit dem Anspruche, an die Stelle der großen europäischen Kulturtradition zu treten?! Vielleicht der amerikanische Mammonismus.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Neuerkenntnisse über die Urahnen Hans Thomas

Er entstammte einem Schwarzwälder Geschlecht mit 600jähriger Familientradition

Dem Sippenforscher Karl Werner Kübler sind bemerkenswerte Neuerkenntnisse über die Vorfahren des berühmten deutschen Malers Hans Thoma zu verdanken.

Hans Thoma gehört zu jenen Meistern der Palette und des Pinsels, deren Namen heute für die Kunstwelt ein Begriff sind, und deren Werke mit höchsten Liebhaberpreisen bezahlt werden. Naturgemäß befaßt man sich nicht nur mit der Person solcher Könner, sondern auch mit ihrer Herkunft und ihren Vorfahren, von denen sie ihr vielbewundertes Talent ererbt haben. In seinen Lebenserinnerungen hat Hans Thoma der Vermutung Ausdruck gegeben, daß seine Urahnen aus Tirol in den Schwarzwald eingewandert seien.

Dem Sippenforscher Karl Werner Kübler ist jedoch neuerdings der Nachweis gelungen, daß der Name Thoma schon 1352 zu Todtnau im Schwarzwald, der Wiege des deutschen Schisports, vorkam, während Tiroler als Bergknappen und Holzfäller dort erst um 1700 eingewandert sind. Es kann somit als sicher gelten, daß der große Künstler einem alteingesessenen Schwarzwälder Geschlecht mit einer über sechshundertjährigen Familientradition entstammt. Zu seinen Vorfahren gehört neben der Sippe der Hinterglasmaler Winterhalter in Röthenbach bei Neustadt im Schwarzwald auch der einst hochberühmte Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter. Dieser wurde am 20. April 1805 in dem Dorfe Menzenschwand bei St. Blasien im Schwarzwald geboren, bildete sich anfangs in Freiburg zum Kupferstecher aus, wandte sich dann in München unter Stieler der Porträtmalerei zu, mußte aber daneben des Broterwerbs wegen noch als Lithograph tätig sein. Nachdem er 1828 nach Karlsruhe übergesiedelt war und dort ein hervorragendes Porträt des Großherzogs Leopold und seiner Gemahlin Sophie geschaffen hatte, wurde er Hofmaler und erhielt die Mittel, sich auf Reisen in Frankreich und Italien fortzubilden. Zunächst im Genrefach tätig, wandte sich Winterhalter später ganz der Porträtmalerei zu. Seitdem ihm König Ludwig Philipp von Frankreich und dessen Gemahlin Anna als Modell gesessen hatten, überhäuften ihn immer mehr europäische Fürstenhäuser mit Aufträgen. Neben König Wilhelm I. von Preußen und dessen Gemahlin hat der einfache Schwarzwälder auch Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie im Kreise ihrer Hofdamen, mehrere Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, darunter den unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko und seine Lebensgefährtin sowie das belgische Königspaar und die ganze englische Königsfamilie auf der Terrasse zu Windsor mit Palette und Pinsel verewigt.

Wieder auf einem ganz anderen Gebiet lag die Begabung Hans Thomas, der am 2. Oktober 1839 zu Bernau im Schwarzwald das Licht der Welt erblickte. Dieser schuf außer allegorischen, mythologischen und religiösen Bildern zahlreiche Landschaften. Das Porträt kam für Hans Thoma erst in zweiter Linie. Dabei hatte er noch als gereifter Künstler das große Beispiel seines Verwandten Winterhalter vor Augen, der es auf diesem Gebiet zu einem Meister von europäischem Ruhm gebracht hatte. Hans Thoma ließ sich davon nicht blenden, sondern er stützte sich bei seinem Schaffen vorwiegend auf die Kräfte, die seine schöne Heimat, vor allem das alemannische Volkstum ihm boten.

Nur dringende Reisen nach Berlin machen!

Anordnung des Staatssekretärs für Fremdenverkehr

Die Sicherstellung des Hotelraumes für Personen, die zur Erledigung kriegswichtiger Aufgaben nach Berlin kommen, hat bekanntlich zu einer Anordnung des Staatssekretärs Fremdenverkehr vom 26. Oktober 1942 geführt, dem jetzt die Durchführungsbestimmungen des Oberbürgermeisters der Reichshauptstadt gefolgt sind. Nach der Anordnung kann das Fremdenverkehrsamt Hotelgäste, die einen kriegswichtigen oder sonstigen dringenden Grund für den Aufenthalt in Berlin nicht nachweisen können, mit einer Frist von zwei Tagen an Stelle des Beherbergungsgebers kündigen.

In den Durchführungsbestimmungen hat der Oberbürgermeister die kriegswichtigen oder sonstigen dringenden Gründe festgelegt. Für jeden Fall ist der entsprechende Nachweis zu führen. Die Hotels sind gehalten, Gäste, bei denen ein solcher Grund nicht vorliegt, von der Beherbergung auszuschließen. Da der Hotelraum bevorzugt dem kriegswichtigen Passantenverkehr vorbehalten bleiben muß, sind Daueraufenthalte unzulässig. Verstöße gegen die Anordnung oder die Durchführungsbestimmungen werden nach Maßgabe der geltenden Vorschriften bestraft.

Fahrräder sind um fast 40 v. H. leichter geworden

Beispiele zur Stahlersparnis — Große Rohstoffmengen freigeworden

Zu den wichtigsten Maßstäben für den Erfolg der Leistungssteigerung gehört die Senkung des Werkstoffaufwandes. Dafür bietet der Sonderausschuß Fahrräder des Hauptausschusses Wehrmacht- und allgemeines Gerät ein markantes Beispiel. Das Einsatzgewicht für jeden Einzelteil des Fahrrades wurde so herabgesetzt, daß heute das Gesamteinsatzgewicht des Fahrrades, das bisher zwischen 30 bis 36 kg lag, nunmehr in seiner Gesamtheit auf 21,4 kg festgesetzt ist.

Bei einer angenommenen Fertigung von 1 Million Fahrrädern im Jahr wird damit eine Ersparnis von insgesamt 8000 t Stahl erzielt. In ähnlicher Weise sind auch in anderen Ausschüssen für bestimmte Teile einheitliche Kontingents- bzw. Einsatzgewichte festgesetzt worden. Im Hauptausschuß Waffen beispielsweise schwankten die Einsatzgewichte für ein und dasselbe Rohrteil sehr stark. Es waren Unterschiede bis zu 20 v. H. zu verzeichnen. Durch einheitliche Festlegung der Kontingent- und Einsatzgewichte konnten hier beträchtliche Einsparungen erzielt werden. Bei Einzelteilen des Karabiners konnte infolge Umstellung auf spanlose Fertigungsverfahren Ersparnisse von 60 v. H., ja sogar bis zu 90 v. H. erzielt werden.

Umkonstruktionen von Schmiedeteilen einer schweren Waffe ergaben, bezogen auf das Gesamtprogramm je Monat, eine Ersparnis von 234 t Manganstahl und 132,4 t Einsatzgewicht. Auch bei der Munitionsfertigung konnten durch Herabsetzung des Kontingentsgewichtes erhebliche Mengen an Stahl eingespart werden, bei einzelnen Munitionsarten bis zu 36 v. H. Die optische und feinmechanische Rüstungsindustrie kann eine monatliche Ersparnis von fast 20 000 kg Eisen und Stahl, über 40 000 kg Leichtmetall und nahezu 1500 kg Buntmetall nachweisen. Diese Auswahl besonders eindrucksvoller Beispiele aus den verschiedensten Ausschüssen und Ringen beweist, daß auf dem Gebiete der Werkstoffeinsparung noch erhebliche Reserven vorhanden sind, die es auszuschöpfen gilt.

Wieviel heißes Wasser braucht Kohlenklau zum Rasieren?

Natürlich einen ganzen Eimer voll. Wir machen diese nutzlose Verschwendung nicht mit. Jeder Vernünftige kommt mit einem kleinen Schälchen aus. Oder – steckt etwa auch in Dir so ein Stückchen Kohlenklau? – Aber nein! Du und ich und wir alle gehen sparsam mit dem heißen Wasser um, denn es kostet ja Kohle, Strom oder Gas. Wir lassen auch nicht die Wanne bis zum Rand vollaufen und begnügen uns – auch wenn wir einen Gasbadeofen benutzen – mit einem Bad in der Woche! Später baden wir wieder, wann wir wollen.

So ist Kohlenklau auch hier der Reingefallene!

Hier ist für ihn nichts mehr zu machen, – Paß auf, jetzt sucht er andre Sachen!

Riesenleistung der Feldpost

1,25 Mrd. Sendungen in sechs Monaten

Von den Leistungen der deutschen Feldpost in den weiten Räumen des Ostens kann sich der Außenstehende kaum eine richtige Vorstellung machen. Täglich werden rund 8,5 Millionen Feldpostsendungen zwischen Heimat und Front ausgetauscht. Im ersten Halbjahr des Ostfeldzuges rollten allein 12 000 Eisenbahngüterwagen mit 4,7 Millionen Beuteln Feldpostsendungen über das unzulängliche Eisenbahnnetz der Sowjetunion an die Front. Sie enthielten rund 1,25 Milliarden Sendungen. Um sie an die weitverzweigten Ausgabestellen heranzubringen, mußten die Kraftwagen der Feldpostdienststellen etwa 12 Millionen Kilometer auf denkbar schlechtesten Straßen zurücklegen. Das Postaufkommen nach der Heimat füllte in der gleichen Zeit 5000 Eisenbahnwagen mit rund zwei Millionen Beuteln. Es bedarf keines Beweises, daß diese Leistung beispiellos ist.

Jagdzeiten verlängert

Der Reichsjägermeister hat die Jagdzeit für weibliches Rotwild und Rotwildkälber beiderlei Geschlechts im Jagdjahr 1942/43 bis zum 28. Februar verlängert, während sonst die Schonfrist bereits am 1. Februar beginnt. Die Verlängerung gilt jedoch nicht für das Hochgebirge und seine Vorberge.

Starke elsässische Gauauswahl

Zum Spiel gegen die Pariser Soldatenmannschaft

Am kommenden Sonntag tritt die elsässische Gauauswahl zum ersten Spiel des Jahres an. Ihr Gegner ist die bekannte, äußerst spielstarke Pariser Soldatenmannschaft, die in ihren Reihen einige Spieler von Format aufweist, darunter mehrere deutsche Nationalspieler.

Obwohl unsere Gaumannschaft nicht die erwartete Elf ist, so scheint sie doch als Mannschaftsgefüge äußerst stark zu sein. Bei der Aufstellung wurde in erster Linie auf technisch durchgebildete Spieler zurückgegriffen, die Gewähr für eine spielerisch gute Leistung geben. Da ja zur Zeit im Elsaß mehrere sehr gute Torhüter zur Verfügung stehen und die Wahl hier zur Qual wird, kamen in erster Linie Heitz, Hoffmann, Lergenmüller und Badina in Frage. Da der talentierte Mülhauser als HJ.-Spieler nicht zugelassen wurde, fiel die Entscheidung des Gaufachwarts auf Badina, ebenfalls ein früherer FCM.-Spieler, der ja nicht das erste Mal in einer Auswahlelf steht und für den Lampenfieber somit ein Fremdwort ist. Neben Pflieger wurde der Stopper des RSC., Gebhardt, gestellt. Obwohl Gebhardt in seiner Vereinself »dritter Verteidiger« spielt, so hat doch der blonde Rasensportler alle Anlagen zu einem Verteidiger von Format. Zusammen mit seinem FCM.-Kameraden fällt ihm die schwere Aufgabe zu, dem torhungrigen Pariser Sturm Einhalt zu bieten. Durch diese Umstellung wurde die Mittelläuferfrage wieder offen; für diesen Posten kam kein anderer als der ff-Mann Ernst Wächter in Betracht. Wächter hat — und gerade gegen große Mittelstürmer — bewiesen, daß er das Stopperspiel hundertprozentig beherrscht und an guten Tagen die größten Schußkanonen ausschaltet. Zu seiner Rechten steht Demuth, ein zäher und verbissener Spieler mit einem gesunden Offensivgeist. Zu seiner Linken der spritzige Gruber, der jedoch in den letzten Spielen von seiner Bestform entfernt schien. Doch auch Gruber, dem das Offensivspiel besser liegt als das sture Deckungsspiel, kann eine ausgezeichnete Partie hinlegen. Er darf aber das Zuspiel nicht zu sehr vernachlässigen und sollte in erster Linie das Einzelspiel nicht pflegen.

Im gesamten gesehen ist die Verteidigung der elsässischen Gauauswahl sehr stark, wenn sie sich zusammenfindet und das Mannschaftsspiel nicht zu sehr vernachlässigt. Auf die Besetzung der einzelnen Stürmerposten werden wir in einem weiteren Aufsatz zurückkommen. O. A.

Deutsche Meister kommen

Am 7. Februar tritt die Post-Sportgemeinschaft im Rahmen eines von ihr organisierten Hallensportfestes, das ab 15 Uhr im Sängerhaus stattfindet, erstmalig an die Öffentlichkeit. Neben Vorführungen der Box-, Schwerathletik- und Damengymnastikabteilung, werden sich im Basketball die Mannschaften des SVS. 1890, Gaumeister 1942 und die Post SG. gegenüberstehen. Im Radball begegnen sich Schiltigheim und Post SG. Als weitere Gäste sehen wir die Radballmannschaften der Post SG. Hamburg, Deutscher Meister 1942, Post SG. Magdeburg, Post SG. Berlin, Sportvereinigung Vendenheim und Radfahrervereinigung Straßburg-Kronenburg in einem interessanten Turnier. Weiter: Post SG. Hamburg, Deutscher Meister 1942, im Zweier-Kunstfahren. Hiermit dürfte die Post SG. Straßburg alles überbieten, was wir bis heute in dieser Hinsicht schon zu sehen bekamen. Einzelheiten über die verschiedenen Darbietungen folgen.

Geländelauf auf der Meinau

Die Straßburger Geländeläufer treffen sich am kommenden Sonntag zum zweiten Start auf dem Meinaustadion. Die RSC.-Leichtathletik-Abteilung hat folgendes Programm vorgesehen: Treffpunkt aller Teilnehmer und Kampfrichter um 10 Uhr auf dem Stadion. 10.30 Uhr: HJ.-Lauf über 600 m (14—16 Jahre); 10.45 Uhr: HJ.-Lauf über 1000 m (16—18 Jahre); 11 Uhr: Männer-Hauptklasse über 3500 m; 11.15 Uhr: Männer-B-Klasse und Altersklasse (über 32 Jahre) über 2000 m. Meldungen sind an M. Howald in Straßburg, Ruprechtsau, Böcklinstraße 152, zu richten. J.

Vom Sportkegeln

Die Vergleichskämpfe vom vergangenen Samstag und Sonntag ergaben folgende Resultate: Phönix Straßburg—Argus Karlsruhe 1116:1048 Holz; Straßburg gemischt — Argus Karlsruhe 534:494 Holz; Straßburg gemischt — Argus Karlsruhe 493:476 Holz.

Somit erfochten die Straßburger Kegler drei schöne Siege. Der beste Einzelkegler war Philibert, Straßburg, mit 194 Holz.

Die vom Verein organisierten Pokalspiele für Sechsermannschaften nehmen ihren Anfang mit folgenden Wettkämpfen: Montag, 1. Februar: Eintracht — Vogesia; Donnerstag, 4. Februar: Roma — Fortuna; Freitag, 5. Februar: Unitas — Phönix. Diese Kämpfe gehen über 25 Würfe in die Vollen und 25 Abräumen, und werden auf den Vereinsbahnen ausgetragen.

Wieder zwei Schlagertreffen

Der heutige Abend des Hallenbasketballturniers

Das heutige Programm erfuhr eine Aenderung und lautet nun: SGIG.—Alsatia HJ., 19 Uhr; RCS. — SpVgg. Frauen, 19.40 Uhr; Sp.Vgg. — Alsatia, 20.15 Uhr; Post-SG. — SC. Schiltigheim, 21 Uhr.

Es hat sich ergeben, daß die beiden letzten Treffen des Abends, dadurch, da sie eine Wiederholung der am verflossenen Sonntag ausgetragenen Meisterschaftsspiele darstellen, als richtiggehende Revanchespiele anzusehen sind. Alsatia verlor 27:35, SCS. sogar wesentlich höher, 20:46. Vom Spiel Alsatia — Sp.Vgg. wissen wir, daß es im Zeichen ritterlicher Härte gauklassenwürdig durchgefochten wurde, und daß die zweite Halbzeit, besonders nach dem Ausscheiden von Rosenstiehl (A. B.), der Sp.Vgg. gehörte, die dann auch überraschend aber verdient siegte. Die Auseinandersetzung PSG. — SCS. sah die Schiltigheimer nach der Pause oft versagen; sie hatten nur die erste Hälfte ganz beansprucht und PSG. zuerst abgebremst. Wie wird es heute abend ausgehen? Jedenfalls kann nur die größte Schnelligkeit, die Ausdauer sowie die bessere Einwurfstechnik die Entscheidung bringen.

Die ersten Spiele der HJ. von SGIG. und Alsatia versprechen uns eine interessante Begegnung. Auch das Spiel Nummer zwei, das uns wieder die wendige Fünf aus der Steinwallstraße vorführt, läßt schöne Momente voraussehen. Denn vor acht Tagen, gegen RSV., gaben uns die Geschwister Hauß und Luzia Erb bereits einen Vorgeschmack.

Liebe

ROMAN VON PAUL BERTOLOLY

Urheberrecht: Paul List Verlag, Leipzig.

66. Fortsetzung)

Schmetternde Tanzmusik schlug ihnen aus dem erleuchteten Saal entgegen. Die Töne zerflossen zu einem Chaos der Freude.

»Jetzt ist der Moment gekommen, wo ich dich schwenken muß«, rief Richard. »Alle Bedingungen sind erfüllt. Und was brauchen wir ein Karussell, haben wir nicht unser eigenes? Eine Kraft fühle ich in mir, Bäume auszureißen. Juchhu!«

Er faßte Dora unter den Armen und wirbelte sie mitten auf der Straße ein geschlagenes dutzendmal im Kreis umher mit einer Geschwindigkeit, daß sie wagrecht zu schweben schien. Die Tränen liefen ihr vor Lachen und Erschütterung über die Wangen, als er sie wieder auf die Füße stellte. Ein paar Bummler klatschten Beifall hinter ihnen her, wie sie untergefaßt, noch schwindelig und doch schon hüpfend im Gleichschritt, im Tanzsaal verschwanden.

Der Trubel hatte noch zugenommen, es war ein Gewühl der Ausgelassenheit. Man tanzte nicht mehr, man schob sich, hielt sich um den Hals, um den Leib gefaßt, man verbrüderte sich, tanzte zu vieren, zu sechsen, bildete Schlangen und Reihen. Die Burschen waren in Hemdsärmeln, die Mädchen hatten zerzauste Haare und verrutschte Halstücher, und es fiel nicht auf, wenn einer sein Mädchen in die Höhe hob, küßte oder kitzelte, daß sie aufkreischte. Das heiße, lachende Gesicht Doras stand vor dem seinen, sie tanzten bald bären-, bald zigeuner-, bald etikettenhaft, sich unentwegt ansehend vor Uebermut und Verliebtheit. Dora war von einer Ausgelassenheit, die sie zu einer wahren Teufelin verwandelte. Funken und Feuer schienen aus jeder ihrer Bewegungen, jedem ihrer Blicke zu stieben. Sie trug einen roten Papierzylinder schief über dem einen Ohr und ein Monokel an einem breiten, schwarzen Band, was ihr im Verein mit ihrem wirren Haar und den freien Bewegungen so aufreizend stand, daß ihr die Blicke aller Männer zuflogen, ohne daß sie, ganz Richard hingegeben, es bemerkte. Eine lange Strähne fiel ihr über die Stirne immer wieder ins Gesicht, sie blies sie lachend hinweg; ihre Wangen, ihre Augen, ihre Lippen blitzten, bisweilen neigte sie sich kußlüstern zu ihm hin, um im letzten Moment irrlichternd zurückzuschrecken, dann wieder schloß sie schmachtend oder wie in stummer Ekstase die Augen, um sie plötzlich zu öffnen und ihn mit der Strahlenflut ihres gelösten Wesens zu überschwemmen. Sie wurden sich kaum noch bewußt, daß sie tanzten, es war ihnen, als würden sie getragen von einem Rhythmus aus höheren Sphären, und Richard hatte abwechselnd das Gefühl, mit einem großen, leuchtenden Schmetterling, einer Bacchantin oder einer himmlischen Fee zu tanzen, wobei die Wesenheiten aller drei zu einer schillernden Einheit zusammenflossen, die ihn dem Himmel so naherückte wie von der Erde entfernte und umgekehrt.

Die Tanzwut war groß, die Blechmusik, immer aufs neue angefeuert, schwitzte vor Bier und Anstrengung. Die Pausen genügten gerade, um Atem zu schöpfen und ein Schlückchen Wein zu trinken. Sobald ein neuer Tanz begann, stürzten sich die Tänzer, am hartnäckigsten jener junge Förster, auf Dora, aber immer gelang es ihr, der Gefahr rechtzeitig zu begegnen, indem sie sogleich aufsprang und Richards Arm nahm. Sie verließen nun in den Pausen den Tanzboden überhaupt nicht mehr, bis es sie schließlich doch nach einer kurzen Rast verlangte. Da war denn der Förster sogleich am Tisch und bat um den nächsten Tanz.

»Aber gewiß, mit Freuden«, sagte Dora, noch ehe Richard Zeit fand, die Weigerung auszusprechen, die ihm auf der Zunge lag. »Laß mich nur machen«, raunte sie ihm zu, »ich mache das viel eleganter. Oder legst du etwa Wert auf eine kleine Keilerei?«

„Warum denn nicht?" sagte er behaglich, sich in allen Gliedern reckend. „Es rumort mir so aufrührerisch in den Knochen. Aber laß dich nicht abhalten, vielleicht können wir beides verbinden.«

Als der Förster bei den ersten Takten kam, um Dora zu holen, sagte sie mit aller verführerischen Liebenswürdigkeit:

„Wäre es zuviel verlangt, Sie zu bitten, erst den nächsten Tanz mit mir zu tanzen? Ich möchte gar zu gerne noch etwas ausruhen. Aber leisten Sie uns solange Gesellschaft, tun Sie mir den Gefallen. Hier ist ein Stuhl. Sehen Sie, ich habe schon einen Platz, den schönsten, den ich mir wünschen kann.«

Sie setzte sich mit einem kühnen Schwung Richard auf die Knie, den Arm um seinen Hals schlingend, übermütig mit den Beinen baumelnd. Und nun begann ein allerliebstes, graziöses Spiel, das Richard ebensoviel heimliches Vergnügen bereitete wie dem ungebeteten Gast Verlegenheit und Pein.

»Das verliebteste Liebespaar, seit die Liebe erfunden ist, grüßt Sie«, sagte sie, ihr Glas schwingend. »Man wird Ihnen gleich ein Glas bringen, um mit uns anzustoßen. Habe ich nicht einen guten Geschmack? Sagen Sie selbst, ist er nicht ein schmucker Junge? Ist er nicht der liebste und süßeste Junge, den Sie je gesehen haben? Ach, mein herziger Schatz«, flötete sie, wie eine Schmeichelkatze sich an Richard schmiegend, »was tue ich nur, um nicht ganz verrückt zu werden? Ja, da hilft nichts, als einmal mit einem andern zu tanzen. Was bin ich Ihnen dankbar, Herr Förster, daß Sie gekommen sind, mich abzuholen, das wird mich doch etwas abkühlen.«

Sie drehte dabei an Richards langen Haaren, strich sie ihm in die Stirne und wieder zurück, biß ihn ins Ohr, nahm ihm die Zigarette aus dem Mund, küßte ihn nixenhaft, blies ihm den Rauch ins Gesicht und entfaltete in Bewegung, Wort und Tonfall, straff an ihm aufgerichtet, zappelnd, zuckend und mit den bis zu den Knien freien Beinen strampelnd, den roten Zylinder auf dem Ohr, das Monokel im Auge, von den zärtlichen Amoretten ihrer Locken umgaukelt, alle bewußten und unbewußten Liebeskünste des Weibes, die, Ernst und Pose zugleich, den letzten Zauber aus dieser Verbindung von Uebermut, Witz, Schönheit, ungestümer Liebe und einer fast kindhaften Unschuld erhielten.

»Hast du nicht einen kleinen Schwips, Mädchen?" lachte Richard, sie vergeblich zu bändigen suchend.

»Einen Liebesschwips, willst du sagen? O ja, ob ich den habe! Einen riesigen sogar.«

Und der hochmütig und verlegen schweigende Gast, der nicht wußte, wohin er blicken sollte, mußte Zeuge sein, wie von der reichgedeckten Liebestafel die verschwenderischsten Erlesenheiten einem Erwählten zuteil wurden, ohne daß dabei ein Brosam für ihn abfiel. Seine Rolle kam ihm plötzlich höchst unrühmlich vor, er erhob sich, um, wie er mit säuerlichem Spott versicherte, nicht länger zu stören.

„Aber nein", rief Dora aufspringend. „Sie haben mir doch den Tanz versprochen. Das tut ein Kavalier doch nicht, daß er seine Dame sitzen läßt."

Sie schwenkte an seinem steif gebotenen Arm, wippend auf ihren schlanken Beinen und kokett in den Hüften sich wiegend, in die Reihe der Tanzenden ein, jedesmal wenn sie an Richard vorbeikam, ihm feurige Handküsse zuwerfend, ohne indessen ihren Tänzer zu vernachlässigen, der jedoch aus seiner Gefrorenheit nicht mehr aufzutauen war und sich sobald als angängig ohne viele Umstände verabschiedete.

Und das Fest ging weiter mit Tanz, Juchhu, Gläserklang und Musik im rauschenden Gewand der Freude. Es kreiste um Richard mit blitzenden Augen, einem weinfeuchten Mund, dem Duft von Haar und einem liebesheißen Atem, als die quecksilberige Tollheit, die er in den Armen hielt und die allem, den Tanzenden, der Musik und ihm selbst ihren schwarmhaften Geist einzuhauchen schien.

(Fortsetzung folgt)